



Christa Wolf

Kein Ort.
Nirgends



Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1479 der Bibliothek Suhrkamp

Christa Wolf
Kein Ort. Nirgends

Suhrkamp Verlag

Die Erstausgabe von *Kein Ort. Nirgends* erschien 1979 im
Aufbau-Verlag, Berlin und Weimar, und
zugleich im Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt.
Der Text folgt der 2007 erschienenen Ausgabe
im Suhrkamp Taschenbuch (st 3914).

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2007
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinheim
Printed in Germany
Erste Auflage 2014
ISBN 978-3-518-22479-3

Kein Ort. Nirgends

Ich trage ein Herz mit mir herum, wie ein nördliches Land
den Keim einer Südfrucht. Es treibt und treibt, und es kann
nicht reifen.

Kleist

Deswegen kömmt es mir aber vor, als sähe ich mich im
Sarg liegen und meine beiden Ichs starren sich ganz ver-
wundert an.

Günderrode

Die arge Spur, in der die Zeit von uns wegläuft.
Vorgänger ihr, Blut im Schuh. Blicke aus keinem Auge,
Worte aus keinem Mund. Gestalten, körperlos. Niederge-
fahren gen Himmel, getrennt in entfernten Gräbern, wie-
derauferstanden von den Toten, immer noch vergebend
unsern Schuldigern, traurige Engelsgeduld.

Und wir, immer noch gierig auf den Aschegesmack der
Worte. Immer noch nicht, was uns anstünde, stumm.

Sag bitte, danke.

Bitte. Danke.

Jahrhundertealtes Gelächter. Das Echo, ungeheuer, viel-
fach gebrochen. Und der Verdacht, nichts kommt mehr
als dieser Widerhall. Aber nur Größe rechtfertigt die Ver-
fehlung gegen das Gesetz und versöhnt den Schuldigen
mit sich selbst.

Einer, Kleist, geschlagen mit diesem überscharfen Gehör,
flieht unter Vorwänden, die er nicht durchschauen darf.
Ziellos, scheint es, zeichnet er die zerrissene Landkarte
Europas mit seiner bizarren Spur. Wo ich nicht bin, da ist
das Glück.

Die Frau, Günderrode, in den engen Zirkel gebannt, nach-
denklich, hellsehtig, unangefochten durch Vergänglich-
keit, entschlossen, der Unsterblichkeit zu leben, das Sicht-
bare dem Unsichtbaren zu opfern.

Daß sie sich getroffen hätten: erwünschte Legende. Winkel
am Rhein, wir sahn es. Ein passender Ort.

Juni 1804.

Wer spricht?

Weißer Handknöchel, Hände, die schmerzen, so sind es meine. So erkenne ich euch an und befehle euch, loszulassen, um was ihr euch klammert. Was ist es. Holz, schön geschwungen, Lehne eines Sessels. Der Sitzbezug schimmernd, in ungewisser Farbe, silberblau. Glänzendes Parkettmosaik, auf dem stehe ich. Menschen zwanglos über den Raum verteilt, wie das Gestühl, in schöner Anordnung. Das verstehn sie, man muß es ihnen lassen. Anders als wir in Preußen. Üppiger, feiner. Geschmack, Geschmack. Sie nennens Kultur, ich Luxus. Höflich bleiben und schweigen, die kurze Zeit.

Diesen Monat, das ist ausgemacht, denkt Kleist, will ich zurück. Still doch. Wie mir zumute ist, geht keinen was an, mich selbst am wenigsten. Ein Witz, auf den ich mir was zugute hielt, wär er von mir. Gelegentlich will ich den armen Hofrat damit erschrecken.

Ich folg ihm wie ein Lamm, Widerspruch ist ein Krankheitszeichen. Reisefähig? Ei gewiß, Doktor Wedekind soll seinen Willen haben. In Gottes und in des Teufels Namen, ich bin gesund. Gesund wie jener Narr am Felsen, Prometheus. Der lebt tausend Jahre und länger. Es juckt mich, den Doktor zu fragen, wo dies Organ sitzt, das nachwächst, und ob er es mir nicht herausnimmt, die Geier zu ärgern. Keine plumpen Vertraulichkeiten mit der Götterwelt. Sterblich sein, frommer Wunsch.

Faxen. Wovon diese hier, in ihrer heitern Gegend, nichts wissen. Daß ich mich nicht unter sie mischen kann. Zu Tee und Unterhaltung, hieß die Einladung. Die Wand hinter mir, gut. Diese Helligkeit. Linkerhand die Fensterreihe, weite Aussicht. Ein paar Dorfhäuser im Vordergrund, an

abfallender Straße. Baumbeständenes Wiesengelände. Der Rhein dann, träger Fluß. Und fern, scharf umrissen, der flach schwingende Höhenzug. Drüber, unwissendes Blau, der Himmel.

Das Fräulein am Fenster verstellt mir den Blick auf die Landschaft.

Ja: Die unbedingte Richtigkeit der Natur. Die Gänderode, überempfindlich gegen das Licht, bedeckt die Augen mit der Hand, tritt hinter den Vorhang. Wert ist der Schmerz, am Herzen der Menschen zu liegen, und dein Vertrauter zu sein, o Natur! All die Tage über geht mir die Zeile nicht aus dem Kopf. Der verrückte Dichter. Zuspriechen suchen bei einem Wahnsinnigen – als wüßt ich nicht, was das bedeutet. Schon denk ich, ich hätt im Stift bleiben solln, im gründämmrigen Zimmer, auf dem schmalen Bett, dem Kopfweh zuvorkommen, anstatt, im bösen holpernden Wagen von Frankfurt her, schweigsam zu sein, abweisend, den andern die Stimmung zu stören. Man läßt mich jetzt, duldet meine Entfernung, als Grille, verlangt nichts weiter, als daß ich mich grillenhaft zeige, von Zeit zu Zeit. Doch zu Verstellung und Entgegenkommen fehlt mir ein für allemal die Lust. Ich fühle zu nichts Neigung, was die Welt behauptet. Ihre Forderungen, ihre Gesetze und Zwecke kommen mir allesamt so verkehrt vor.

Der Druck auf der Brust, seit dem Morgen schon, seit dem Traum, der jetzt wieder auftaucht. In einer Gruppe von Personen ging sie in einem kargen sanften Gelände, fremd und zugleich vertraut, in ihrem weißen fließenden Kleid, zwischen Savigny und der Bettine. Savigny hob plötzlich einen Bogen an die Wange, spannte ihn, zielte mit stumpfem Bolzen. Da sah sie: am Waldrand das Reh. Der Schrek-

kenslaut, den sie sich ausstoßen hörte, kam wie immer zu spät, der Bolzen holte ihn ein. Das Reh, am Hals getroffen, stürzte. Die Bettine an ihrer Seite, die sie nicht aus den Augen ließ, nahm als erste das Unheil wahr. Lina! rief sie klagend. Die Günderrode wußte: Die Wunde war an ihrem Hals, sie mußte nicht nachfühlen. Der Bettine weißes Tuch färbte sich rot, daß die Günderrode staunen mußte, wie kräftig im Traum Farben sind. Es käme ihr so natürlich vor, zu verbluten. Da wuchs vor ihnen aus dem Erdboden ein niedriges Zeltdach, unter ihm gebückt ein gnomiges behaartes Wesen, das rührte in einem Topf mit einer ekelhaften, dampfenden Brühe. Und eine Hand – die einzige, die wußte, was zu tun war – tauchte furchtlos in die Brühe, die nicht brannte, sondern linderte, und strich sie auf die Wunde an ihrem Hals. Der Zauber wirkte augenblicklich. Sie spürte die Wunde sich schließen, schwinden. Im Erwachen faßte sie nach der Stelle: zarte, unverletzte Haut. Das ist es, was ich von ihm haben kann: den Schatten eines Traums. Sie verbot sich zu weinen und vergaß den Traum und den Grund für ihre Trauer.

Jetzt sieht sie: Es war Savignys Hand.

Wieso aber am Hals? So ist es nicht ausgemacht. Sie kennt die Stelle unter der Brust, wo sie den Dolch ansetzen muß, ein Chirurg, den sie scherzhaft fragte, hat sie ihr mit einem Druck seines Fingers bezeichnet. Seitdem, wenn sie sich sammelt, spürt sie den Druck und ist augenblicklich ruhig. Es wird leicht sein und sicher, sie muß nur achten, daß sie die Waffe immer bei sich hat. Was man lange und oft genug denkt, verliert allen Schrecken. Gedanken nutzen sich ab wie Münzen, die von Hand zu Hand gehn, oder wie Vorstellungen, die man sich immer wieder vors innere Auge

ruft. An jedem Ort kann sie, ohne zu zucken, ihren Leichnam liegen sehn, auch da unten am Fluß, auf der Landzunge unter den Weiden, auf denen ihr Blick ruht. Zu wünschen bliebe, ein Fremder möge ihn finden, der sich fest in der Hand hat und der schnell vergift. Sie kennt sich, sie kennt die Menschen, ist darauf eingestellt, vergessen zu werden. Auffällige Gesten meidet sie, so lange es möglich ist. Sie hat das Unglück, leidenschaftlich und stolz zu sein, also verkannt zu werden. So hält sie sich zurück, an Zügeln, die ins Fleisch schneiden. Das geht ja, man lebt. Gefährlich wird es, wenn sie sich hinreißen ließe, die Zügel zu lockern, loszugehen, und wenn sie dann, in heftigstem Lauf, gegen jenen Widerstand stieße, den die andern Wirklichkeit nennen und von dem sie sich, man wird es ihr vorwerfen, nicht den rechten Begriff macht.

Was für eine vorzügliche Einrichtung, daß die Gedanken nicht als sichtbare Schrift über unsre Stirnen laufen! Leicht würde jedes Beisammensein, selbst ein harmloses wie dieses, zum Mördertreffen. Oder wir lernten es, uns über uns selbst zu erheben, ohne Haß in die Zerrspiegel zu blicken, welche die andern uns sind. Und ohne Trieb, die Spiegel zu zerschlagen. Dazu aber, sie weiß es ja, sind wir nicht gemacht.

Soll eine Frau so blicken?

Die Person ist Kleist nicht geheuer. Seine märkischen Fräuleins haben diesen Blick nicht, auch die Dresdnerinnen nicht, so lieb sie ihm sein mögen; nicht zu reden von den Schweizer Mädchen – soweit es ihm erlaubt ist, von dem einen, das er kennt, auf die andern zu schließen. Und die Pariserin, die die Natur verleugnet ...

Ist diese Frau schön?

Ein unsichtbarer Kreis ist um sie gezogen, den zu übertreten man sich scheut. Es verböte sich, ihr ein Kompliment zu machen. Würde, auch Abweisung gehn von ihr aus, die zu ihrer Jugend im Widerspruch stehn, wie ihre blauen Augen zu dem glänzenden schwarzen Haar. Vom Ansehn wird sie schöner, das ist wahr, in der Bewegung, im Mienspiel. Aber steht ihm ein Urteil über Frauenschönheit zu? Wenn es stimmt, was der spöttische junge Wieland oft behauptete: daß allein die Frauen ihren Wert untereinander ausmachen und das Urteil der Männer nur herausfordern, um deren Selbstgefälligkeit zu schmeicheln – dann nimmt das Fräulein am Fenster unter den andern reizvollen jungen Frauen einen Ausnahmeplatz ein, den keine ihr streitig macht. Bettine gewiß nicht, die Schwester des berühmten Clemens Brentano, der sich zu Kleists Verdruß gleich nach der Begrüßung mit seiner jungen Frau, der Sophie Mereau, und mit einem andern jungen Paar, den Esenbecks, an ein kleines Tischchen zurückgezogen hat. Eine Marotte, die Bettine heftig zu mißbilligen scheint; sie, ein Kind beinah noch, ungebärdig und unberechenbar, wie der Klatsch es ihr nachsagt, hält sich auf dem Sopha bei den beiden jungen Fräulein Servière, doch ihre Blicke veraten sie: Sie möchte am Fenster sein, bei der Freundin, aber sie traut sich nicht, deren Selbstvergessenheit zu durchbrechen.

Das Fräulein, dessen Namen Kleist übrigens nach der flüchtigen Vorstellung durch Wedekind wieder vergessen hat, soll nicht in den glücklichsten Verhältnissen leben, Kleist erinnert sich der unverheirateten Töchter mittelloser märkischer Adelsfamilien, ihres hilflosen Aufputzes, wenn sie in Gesellschaft gehn, ihrer huschenden hungrigen

Augen, ihrer früh schon scharfen Züge. – Ulrike, die Schwester. Unwillkommener Einfall. Ulrike, das ist etwas anderes. Wieso? fragt die zweite Stimme in ihm, die er unterdrückt, wie er es eisern geübt hat. Er hat seine Lektion gefressen. So lernt man nur, wenn es ums Leben geht, in Todesangst. In der Gewalt von Mächten, die keinen Zweifel lassen, daß sie uns vernichten können, weil in uns selber etwas, das wir nicht kennen wollen, ihnen entgegenkommt. Dieser Zusammenbruch im November. Der schauerliche Winter. Diese dröhnenden, niemals abreißenden Monologe in seinem armen Kopf. Er weiß es ja, was seine Rettung wäre: die Stimme in sich knebeln, die da reizt und höhnt und weitertreibt, auf die wunden Punkte hin. Und wenn er sie zum Schweigen brächte? Eine andre Art von Tod. Woher nur die Selbstgewißheit, daß es seine Schuldigkeit ist, jenen Mächten, die mit allen Wassern, auch mit Blut, gewaschen sind, ihren Namen zu entreißen? Und woher, zu gleicher Zeit, sein Ohnmachtsgefühl und der durchdringende Zweifel an seiner Bestimmung? – Ungleicher Kampf.

Kleist gibt einen Ton von sich, vor dem man schauern müßte, könnte man ihn für eine Art von Lachen halten.

Jemand berührt ihn am Arm. Wedekind, der Arzt, in Ausübung seines Amtes.

Darf man erfahren, was Sie uns entrückt?

Er ist nicht Herr dessen, was in ihm denkt. Er muß sich Zwang antun, und für geheilt wird er gelten, wenn er die Kunst beherrscht. Wie aber soll eine Heilung dessen stattfinden, der das Gesetz verrückt, ehe er sich ihm unterwirft? Bis in den Staub unterwirft: dem verrückten, dem ungültigen Gesetz.

Und kein Richter. Kein Richter.

Kleist, in Bedrängnis, schüttelt heftig den Kopf.

Kleist! hört er den Doktor sagen.

Nichts nichts. Es ist nichts. Ich mußte denken, daß ich dies Jahr noch siebenundzwanzig werde.

Gewiß, sagt Wedekind. Und hätte das eine Bedeutung?

Vortrefflich gefragt. Die Antwort ist: Nein.

Mörderische Wohltat: Meinen, was man sagt, und von der eignen Meinung zerrissen werden. Und die Freunde immer, die einem am wenigsten glauben, wenn man der Wahrheit am nächsten kommt. Wie vor langer Zeit, im vorigen Herbst, Pfuel in Paris, der das Quartier mit ihm teilte, nicht aber seine Verzweiflung. Pfuel, ich bin gescheitert! Es war die Wahrheit, weiß Gott, aber der Freund, der ihn am besten kannte; der ihn begleitet hatte, man könnte auch sagen: ihm gefolgt war; der seinen hoffnungslosen Kampf um den verfluchten ›Guiscard‹ mit angesehen: dieser Freund bestritt ihm die Folgerung aus dieser Wahrheit und verweigerte ihm die Wohltat, die Erde mit ihm gemeinsam für immer zu verlassen. Er, Pfuel, sei noch nicht so weit, sich ins Jenseits zu befördern, werde es den Freund aber beizeiten wissen lassen ...

Herr Hofrat, fragt Kleist, Sie kennen den Hamlet?

Gewiß, sagt der – es ist sein Lieblingswort. Im Original und in der Schlegelschen Übersetzung.

Gebildeter Mann.

Soeben, sagt Kleist, sei ihm eingefallen: Der Streit, der ihn damals, in Paris, mit seinem Freunde Pfuel entzweite – er wisse doch? Wedekind nickt –, dieser Streit sei um den Monolog gegangen. ›Denn wer ertrüg der Zeiten Spott und Geißel ...‹

›... des Mächtigen Druck, der Stolzen Mißhandlungen, ...‹
Der Hofrat, in der Tat, ist im Bilde. Doch kann er nicht umhin, sein Befremden zu äußern, daß erwachsene gesittete Menschen, Freunde, aufs Blut sich streiten können um ein paar Verse. Hieße das nicht, den Respekt vor der Literatur übertreiben? Ja: Sei es nicht überhaupt unstatthaft, jene Wand zu durchbrechen, die zwischen die Phantasien der Literaten und die Realitäten der Welt gesetzt ist?

So auch Pfuel. Das war der Bruch.

Ihr Hang zum Absoluten immer, Kleist ... Ihr Shakespeare kann der lebenslustigste Mensch gewesen sein, meinen Sie nicht?

Kleist durchfährt der Gedanke, der Arzt halte ihn für einen Komödianten, der mit Varianten spielt, darunter der tragischen. Das, wenn es zuträfe, will er nicht wissen. Er ist abhängig vom Urteil der Welt und kann es nicht ändern.

Andre wollen ein unblutiges Denken kennen. Harmonie, Mäßigung, Milde. Kleist, so übermäßig er sich anstrengt, dringt in das innere Leben der Wörter nicht ein. Von Sehnsucht verzehrt, bewege ich mich in ihrem Abglanz.

Druckreif, sagt er zu Wedekind, der wartet. Druckreife Sätze, Herr Hofrat, es ist ein Laster. Ein jeder fein scharf gemacht als Guillotine für seinen Vorgänger.

Kleist, sagt Wedekind, wenn Sie mir doch glauben wollten: Es ist nicht gut, daß der Mensch zu tief in sich hineinschaut.

Dank für die gute Absicht. Wenn ich derart heruntergekommen wäre, den Trost zu brauchen, das milde Urteil anzunehmen. Jetzt höllisch achtgeben, daß ich meinen Kopf nicht zwischen den Händen presse, vor allen diesen Leu-

ten. Welch schöner Saal. Was für gefällige Menschen. Wie sie eigentümliche Figuren bilden, nach Regeln, die ich niemals lernen oder begreifen werde. Mein Gott.

Herr von Kleist.

Mein Fräulein.

Was hat ihr die Wangen gefärbt? Ah, allerdings: Neue Gäste, die sie mit ihm bekannt machen will. Nun denn: Ein Herr von Savigny aus Marburg, Rechtswissenschaftler, und seine Frau Gunda, geborene Brentano. Die Familie scheint fruchtbar zu sein. Der Mann, Savigny, kaum älter als er, doch, wie es scheint, seiner selbst in einer Weise gewiß, die ihm unerreichbar bleiben muß. Wie er die Hand des Fräuleins hält, wie er sie anzublicken, anzureden weiß, den Ton zwischen Begrüßung, Frage, Bitte hält: Günderödchen.

Da hat er ihren Namen. Nie gehört. Ohne ihn weiter zu beachten, geht sie mit den beiden Neuankömmlingen, bei denen sie sich einhakt, zu den andern davon. Der Spalt des Vorhangs schließt sich, der sich für einen Augenblick aufgetan hatte, als wolle er ihn einlassen in ihre Welt. Jenes Fräulein Günderrode hat sich ihm nur genähert, um sich wieder zu entfernen. Ungerecht ist es, seine Enttäuschung auf sie zu übertragen. Nun gut, so will er ungerecht sein.

Das Licht! sagt jemand. Karoline, Sie müssen es sehn!

Clemens. Wie ich ihn kenne. Daß er mich in Savignys Nähe nicht dulden will. Daß er mich, als sei ich sein Eigentum, zum Fenster zieht, mir ein Wort über die Beleuchtung abringt, die, das kenne ich ja, um diese Stunde allerdings unvergleichlich ist, wenn die Sonne in einem bestimmten Winkel zur Landschaft und zum Wasserspiegel steht. Als brauchte irgendeine Erscheinung der Natur un-

ser Lob, unsre Aufmerksamkeit, ja, auch nur unsre Anwesenheit.

Sie sind streng mit mir, Karoline.

Verletzte Eigenliebe, immer dasselbe. Savigny, als Clemens mich wegzog, hat mir das Zeichen mit dem Finger gemacht. Er ist gekommen. Weiß, daß ich warte, und verläßt sich darauf, daß ich es verbergen kann. Er begreift, daß ich treu bin, wenn ich liebe, und selbstlos; und er nützt es aus, und ich muß ihn dafür um so mehr lieben. Auch das hat er eingerechnet. Das geht immer so weiter.

Savignys Eintritt hat der Günderrode eine Minute freudiger Selbstvergessenheit verschafft, schnelleren Herzschlag, unwillkürliche Bewegungen, die sie nicht regieren kann, wo sie sonst jeden Impuls, jede Aufwallung zu beherrschen und zu unterdrücken versteht, solange sie von sich selbst weiß. Immer die Ältere, die Stütze der einsamen, kopflosen, etwas törichten Mutter, Erzieherin der jüngeren Schwestern; immer vernünftig, immer einsichtig, in den Gegensatz zwischen eine hochfliegende Natur und die beengtesten Verhältnisse gespannt. Die ersten Nächte im Stift, neunzehnjährig, in dem kleinen Zimmer, auf dem schmalen harten Bett, bei offenen Fenstern, durch die, als die letzten Vögel verstummt waren, eine Stille hereindrang, die immer dichter, drohender und endgültiger wurde und vor dem Morgen das ganze Weltall auszufüllen und zu ersticken schien – sie spricht nie davon, sie vergißt es nicht. Bettine, so gut sie ihr ist – nie wird auch nur eine Ahnung sie streifen, welchen Schmerz, welche Entsagung die Freundin fest in sich verschließt.

Der Clemens hört sich gerne reden.

Kleist sieht zu.